

Yves Bertho

Ich war Pierre, Peter, Pjotr



Roman

Kellner Verlag
Bremen Boston

Bremen um 1930



Yves Bertho

Ich war Pierre, Peter, Pjotr

Aus dem Französischen
von Rolf Sawala

Herausgegeben von
Helga Bories-Sawala
Johann-Günther König



Kellner Verlag
Bremen Boston

Editions Gallimard, Paris

Über den Autor

Yves Bertho (1922–2013), wurde in Nantes geboren. Nach dem Abitur am Lycée Chateaubriand in Rennes begann er ein Jurastudium, das 1943 von der Einberufung zum Zwangsarbeitsdienst in Deutschland unterbrochen wurde. Fast zwei Jahre lang, von August 1943 bis zum Kriegsende, leistete er Zwangsarbeit in den Bremer Francke-Werken. Yves Bertho nahm sein Studium nicht wieder auf, sondern wurde in Paris für eine Handelsfirma tätig.

Er heiratete und wurde Vater von zwei Töchtern.

Von 1950 bis 1988 führte er in Rennes mit seiner Frau Yvette Bertho-Denieul und Jeanne Denieul die renommierte Buchhandlung »Les Nourritures terrestres«. Die Stadt würdigte deren kulturelles Engagement mit der Ehrenbürgerschaft.

1976 erschien sein Roman *Ingrid* im Pariser Verlag Gallimard.

Der Roman wurde mit dem *Roland-Dorgelès-Preis* und dem Preis der *Académie française* ausgezeichnet. Von 1988 bis zu seinem Tod 2013 lebte Yves Bertho in Quimiac an der bretonischen Atlantikküste in dem Haus, das seit Generationen im Besitz der Familie ist.

**Dieser Roman erschien 1976 mit dem Titel »Ingrid« im Verlag Gallimard.
© Editions Gallimard, Paris, 1976**

Dieses Buch ist bei der Deutschen Nationalbibliothek registriert.
Die bibliografischen Daten können online angesehen werden:

<http://dnb.d-nb.de>

Das Titelfoto zeigt die zerstörte Nordstraße, gesehen vom Wilhelm-Decker-Haus in Richtung Danziger Freiheit, fotografiert von Walter Cüppers im Jahr 1943.
Mit freundlicher Genehmigung des Staatsarchivs Bremen.

Im Romantext kursiv gesetzte deutsche Ausdrücke wurden vom Autor im Originaltext verwendet. (Anmerk. d. Übers.)

IMPRESSUM

© 2016 KellnerVerlag, Bremen | Boston

St.-Pauli-Deich 3 | 28199 Bremen | Tel. 0421 • 77 8 66 | Fax 0421 • 70 40 58
sachbuch@kellnerverlag.de | www.kellnerverlag.de

LEKTORAT: Helga Bories-Sawala, Hermann Bumb

UMSCHLAG UND SATZ: Christian Becker

ISBN 978-3-95651-079-3

INHALT

	4	Grußwort von Hans Koschnick
I. Bremen – Freie Hansestadt	6	Zu schnell, viel zu schnell
	60	Eine pikante Brünette
	67	Ingrid, I
	77	Das Vergessen
	92	Im Werk
	106	Der Kessel
	124	Gnadenfrist
	136	Gespräch mit Eckermann
	157	Ein anderer Mann
	169	Ingrid, II
	180	URBS
II. Privat	193	Versuchungen
	208	Worms, Oh Worms ...
	222	Wer ist das?
	224	Zwischenhalt
	232	Ingrid, III
	238	BDM
	256	Eine große Sorge
	262	Ingrid, IV
	274	Ingrid, V
III. Niedriger ...	297	Der Geburtstag
	301	Im Bordell
	311	Nachts
	337	Der Krieg
	353	Pfirsich Melba
	367	Die Privatstunde
	382	Ein Sozialdemokrat
	391	Ein düsterer Frühling
	435	Das Attentat
	451	Der polnische Affe
	465	Melancholie
IV. Die Stunde schlägt!	470	Die Zauberflöte II, 20.
	471	Die Stunde schlägt
	484	Zur historischen Situation
	498	Die Bremer Jahre des Yves Bertho

GRUSSWORT VON HANS KOSCHNICK

Im Herbst 1976 erschien im renommierten Pariser Verlag Gallimard der Roman *Ingrid*, verfasst von dem 1922 geborenen Buchhändler Yves Bertho. Ende des Jahres 1976 erhielt ich als Bürgermeister der Freien Hansestadt Bremen ein Exemplar vom Autor übermittelt und bedankte mich dafür im Januar 1977.

Das literarisch anspruchsvolle Buch in französischer Sprache, das ich damals druckfrisch in den Händen hielt, barg eine große Überraschung: Es spiegelte mit den Mitteln eines sensiblen Romanciers das Leben in Bremen während des Zweiten Weltkriegs aus der Sicht eines französischen Bürgersohns, eines ab 1943 in der Reparaturabteilung der Francke-Werke als Schlosser eingesetzten zwangsverpflichteten Zivilarbeiters.

Der Held des Romans, Pierre, erlebt eine Hansestadt, die von Tausenden von Fremd- und Zwangsarbeitern bevölkert ist, während die städtische männliche Jugend an den Fronten verblutet. Er sucht Lokale wie das Café Central und den Wallhof auf, geht an der sich mit Trümmerschutt füllenden Weser entlang, beobachtet die Zeitgenossen im zunehmend von Bombenabwürfen zerstörten Stadtraum zwischen der Neustadt und Sebaldsbrück. Und er entwickelt eine zwiespältige Zuneigung zu Ingrid, dieser älteren deutschen Ehefrau eines Offiziers, die in der Parkallee wohnt.

Ich will nicht zu viel verraten, nur so viel: Yves Bertho erhielt für seinen Roman, seinen Erstling *Ingrid*, umgehend zwei französische Literaturpreise: den »prix Roland Dorgelès« und den »prix Eve Delacroix« der Académie française.

Dennoch gelang es hierzulande Ende der 1970er Jahre leider nicht, dieses für Bremen wichtige künstlerische Dokument durch eine angemessene Übersetzung einem größeren Publikum zugänglich zu machen. Obwohl ich zu jener Zeit, als sich die wirtschaftlichen Verhältnisse in der Hansestadt eintrübten, mit meiner Frau Christine nichts unversucht ließ,

Bremer Verleger für das Buch zu interessieren, kam keine Übertragung ins Deutsche zustande. Und das, obwohl Karlheinz Wallraf 1977 im »Bremer Jahrbuch« in seiner umfangreichen Rezension »*Bremen im Zweiten Weltkrieg – gesehen von einem Franzosen*« erhellte: »Unsere Stadt hat nicht allzu viele literarische Zeugnisse von künstlerischem Anspruch in der Auseinandersetzung mit ihrer Geschichte aufzuweisen. Diese »Bremensie« besonderer Art, eine Bremensie aus Frankreich, hat es unbedingt verdient, von Bremen beachtet zu werden.«

Umso mehr freut es mich und Christine, dass Rolf Sawala diesen einmaligen Roman, 40 Jahre nach dem Erscheinen, in einer kongenialen Übersetzung zugänglich macht. Dem Verleger Klaus Kellner und den beiden Herausgebern, der Historikerin Helga Bories-Sawala und dem Autor Johann-Günther König, danken wir herzlich für ihr Engagement.

Helga Bories-Sawala hat in ihren wissenschaftlichen Studien maßgeblich unser Wissen über »Franzosen im Reichseinsatz« bereichert und 1995 ehemalige französische Kriegsgefangene und zivile Zwangsarbeiter nach Bremen eingeladen.

Johann-Günther König hat ab 1991 in seinen Büchern über das literarische Bremen die große Leistung von Yves Bertho wach gehalten.

Hans Koschnick

**Bürgermeister und Präsident des Senats
der Freien Hansestadt Bremen
von 1967 bis 1985**



Yves Bertho unterstrich am 5.2.1977 in einem Brief an Bürgermeister Koschnick seine persönliche Verbundenheit mit Bremen:

»... Für mich ist dieser Roman vor allem ein Roman über eine Stadt, über Bremen. Ich wollte die Erinnerung an jene dunklen Zeiten hervorholen und aufleben lassen, als diese Stadt auf mich als jungen Mann diese eigenartige Faszination ausübte und als ich sie – darf ich das so sagen? – als meine Stadt betrachtete, da ich hier lebte.«

I. BREMEN

FREIE HANSESTADT



ZU SCHNELL, VIEL ZU SCHNELL

BEDINGUNGSLOSE KAPITULATION – immer wieder tauchte diese Nachricht auf: starrköpfig, herausfordernd, überall zu sehen. An allen Zeitungskiosken in der Stadt war sie angeschlagen, auf dem Titelblatt der Zeitungen stand sie in Riesenlettern, die gesamte Presse wiederholte sie heute noch einmal: an jeder Straßenbahnhaltestelle, an jeder Kreuzung, während man darauf wartete, dass die Ampel auf Grün sprang, auf jeder Zeitung, die die Passanten weit aufgefaltet hatten und regungslos in den Händen hielten und hinter der dann zornige Gesichter auftauchten. Heute Nacht noch hatten die Rotationsmaschinen aller Zeitungen im Reich Hunderttausende Male auf das jungfräuliche Papier im überall gleichen riesenhaften Schriftbild gedruckt: *BEDINGUNGSLOSE KAPITULATION ITALIENS*. An genau diesem Tag, an dem er zum ersten Mal seinen Fuß auf deutschen Boden gesetzt hatte, war ihm die Nachricht immer wieder präsentiert worden, ständig wiederholt; sie bremste seine nutzlose Neugier aus und formte vor seinen Augen das unnachsichtige Bild einer anderen Realität: Was glaubst du denn! Welch eine Anmaßung von dir! *Bedingungslose Kapitulation* – Du kommst hierher in einem Moment, in dem andere sich absetzen, und glaubst, dass du dich eingliedern kannst? Du allein willst hierherkommen, während die Italiener massenhaft zu Millionen hinausdrängen, entkommen wollen, vor dem Krieg fliehen? Welch eine Naivität! Falsche Bewegungen, die wir bändigen werden. Denn wir Deutsche, wir stehen im Zentrum, und du täuschst dich: Nichts beginnt hier für dich, nichts ist für sie zu Ende, wir packen euch alle seit Ewigkeiten; deine Aufdringlichkeit ist genauso vergeblich wie ihre abgestumpfte Trägheit, wenn sie glauben, die Waffen niederzulegen. Genau zu dieser Stunde befasst sich unser Generalstab damit, Massenverhaftungen finden statt; und auch dich hier in Bremen hat man schon im Visier ...

Eine Warnung? Eine Drohung? Wie sollte er das Außergewöhnliche erkennen, das Falsche, den Irrtum? Wen sollte er befragen?

Sie saßen im halbdunklen Raum der Gaststätte – bei ihm war Robert. Kein angenehmer Gesprächspartner. Er sah Robert verstohlen von der Seite an, so wie eben schon auf der Straße. Alles an Robert machte ihn zornig: sein schaukelnder Gang, diese zu enge Jacke mit dem Pepitamuster, die seine Schultern zu sprengen schien, diese marineblaue Hose, die von einem breiten Ledergürtel gehalten wurde. Robert hatte ihn in Empfang genommen, als er das Gebäude der Arbeitsfront verließ; zusammen waren sie durch die Stadt gewandert. Und hier – im *Ratskeller* – tranken sie *Moselwein*. Pierre spürte den Blick seiner Augen – grün? grau? – auf sich gerichtet, es waren sehr blasse Augen. Pierre redete. Robert hörte zu. Robert unterbrach ihn nicht.

»Siehst du, schon gestern und heute auch, in meinen allerersten Stunden hier in Bremen, bei jedem Schritt in der Stadt, überall bin ich auf diese gedruckten Worte gestoßen: *KAPITULATION*. An jeder Straßenecke sah ich immer nur diese Worte. Und wenn ich sie mal nicht sah, dann habe ich sie gesucht: *Kapitulation, Bedingungslose Kapitulation ...* Egal welcher Genitiv danach stand: *Bedingungslose Kapitulation Italiens* oder *Bedingungslose Kapitulation Badoglios*, das spielt überhaupt keine Rolle. Was ich in diesem Satz gesucht habe, was meine Augen behalten haben, das war nur der Anfang: das Wort *Bedingungslos*. Denn das trifft auch auf mich zu, ich kann keine Bedingungen stellen, ich bin hilflos am Treiben. Und die Nachricht ist schon gestern auf mich eingestürmt, in diesem Zug, der mich nach Hannover gebracht hat. In Hannover gaben sie mir gestern die Fahrkarte: Bremen! Wir waren vielleicht ein Dutzend, die in der Schlange standen – der vor mir stand, der kam nach Rostock, und der nächste nach Berlin. Was war das für eine Lotterie! War das wirklich Deutschland, dieses Chaos? Und dann, als ich im Zug war, da las ich es dann: *Bedingungslose Kapitulation*. Ich war auf dem Gang – ich wollte mich dann doch nicht zu ihnen setzen – ich ging auf und ab, und da sprang es mir auf einmal ins Auge: *Bedingungslose Kapitulation*, das stand in riesigen Buchstaben auf den Titelblättern der Zeitungen, die sie in den Händen hielten, das waren die einzigen Worte, die ich durch das Abteifenster erkennen konnte, ich hörte laute Stimmen, dann sah ich

sie: zwei alte Männer, sie saßen sich gegenüber, drei Frauen, die zuhörten und nichts sagten, und ein ganz kleines Mädchen, das war die einzige, die nichts mitkriegte. Wütende Gesichter, und die Hände, die die Zeitungen umklammerten, ließen mit ihren zornigen Bewegungen vermuten, was sie alle riefen: ›Eine Schande!‹ Ich hörte ihre Stimmen durcheinander, undeutlich, heftig, und plötzlich waren sie alle still: Das ganze Abteil sah mich durch die Glasscheibe an. Sechs Blicke, und auf diesen sechs Gesichtern, die sich mir zugewandt hatten, erkannte ich das Erstaunen darüber, mich da stehen zu sehen: jung, ohne Uniform, unbekümmert und neugierig. Nur das kleine Mädchen sah mich mit halboffenem Mund fröhlich aus ihren blauen Augen an. Ich blieb da nicht stehen. Und den ganzen Rest der Fahrt blieb ich hinten im Waggon, in der Nähe des Ausstiegs. Der Zug war voll – kaum Männer, viele Frauen, viele Mädchen, wahrscheinlich in Ferien, die von einer Stadt zur anderen fuhren. Und ich stand da, in der Nähe der Toilette. Nur die Jungs trauten sich auszuprobieren, ob die Toilettentür offen oder verschlossen war, aber all die Mädchen veranstalteten in meiner Gegenwart diskrete Verrenkungen, um zu erkennen, ob am Türschloss ›auf‹ oder ›zu‹ zu sehen war, damit sie ihren Po hinhocken konnten. Auch da störte ich also. Und ich störte aus den gleichen Gründen: Weil ich der einzige Junge im ganzen Zug war, der 20 Jahre alt war, der keine Uniform trug, der sie mit den Händen in den Taschen betrachtete und der noch nicht einmal einen Koffer dabei hatte. Dabei machte ich das ja nicht absichtlich. Ich fühlte mich merkwürdig, verstehst du, was ich sagen will? Ich fühlte mich verloren, aus Zufall in ein ausgefallenes Abenteuer verstrickt, ohne Ziel, ohne Kontrolle, alle Spesen bezahlt, und auf dem Weg wohin an diesem Sommertag? Während gleichzeitig Millionen andere, die so alt waren wie ich, verbluteten. Die Mädchen kamen und gingen wieder. Einige sahen mich voller Hass an, wie ich da in der Nähe der Tür stand, jung, mit offenem Hemdkragen, ein **Ausländer**, spöttisch und als hätte ich es auf sie abgesehen. Schließlich fand ich das gar nicht mehr lustig: auf/zu, auf/zu ... und dazu unter meinen Füßen das unerbittliche Geräusch des Zugs, der total verrückte Herzschlag der neuen Existenz, die Deutschland mir bieten würde. Als ob es mir sagen wollte: ›Sehr gut, da, beim Scheißhaus, bravo! Du hast dir genau den richtigen Platz ausgesucht: deine ganze Eleganz – die Eleganz

deines Lebens, deine intellektuelle Eleganz – damit wischen wir uns den Hintern ab. Du wirst schon sehen, wir drehen dich durch den Wolf ...«

Pierre sah Robert an, der aber blieb stumm. Verstand Robert überhaupt, was er gesagt hatte? War er blöde?

»Du könntest wenigstens antworten!«

Robert entgegnete nichts, die Bitte kam bei ihm nicht an. Wütend fuhr Pierre ihn jetzt an: »Also erlaube mal! ... Diese Papiere da in deiner Hosentasche, das sind **meine** Papiere, und ich finde das überhaupt nicht in Ordnung, dass sie in **deiner** Tasche sind. Und das nicht bloß, weil du sie klein zusammengefaltet hast, um sie da rein zu stopfen ...«

Robert hob kaum seine Stimme: »Es reicht. Ich bin derjenige, der sie im Lager abgeben muss, das ist meine Aufgabe. Und alles, was da drin steht, das kennst du, du hast es selbst zusammengestellt auf der Arbeitsfront zusammen mit der Dolmetscherin ... Und es hat nicht viel Gewicht, was da steht ...«

»Weil ich noch nie gearbeitet habe? Weil ich Student bin?«

»Ja, auch deshalb. Aber ich habe damit nur sagen wollen, dass es nichts nützt. Noch nicht mal das, was du darin verheimlicht hast.«

»Was ich darin verheimlicht habe?«

»Ja, was du darin verheimlicht hast: dass du Deutsch sprichst ... Das kriegen sie schnell raus, Papiere hin oder her.«

Pierre wurde rot. Er schwieg, was sollte er antworten?

Vor gerade einmal einer halben Stunde, als er diesem jungen Mädchen – der Dolmetscherin der Arbeitsfront – gegenübergesessen hatte, war er auf die gleiche totale Unwissenheit gestoßen, die gleiche Ungeschicklichkeit, diese unbekannte Welt, wo der Flirt mit Worten nicht mehr funktionierte. Zuviel Eloquenz, die ihr Ziel verfehlte; verheimlichen, verstecken, täuschen ... aber mit welchem Ziel, großer Gott, zu welchem Zweck? Um was zu »retten«? Irgendwann, als er da in diesem Büro der Arbeitsfront saß, reagierte das junge Mädchen verärgert. Sie saßen einander gegenüber, die Schreibmaschine stand zwischen ihnen; sie stellte ihre Fragen, er antwortete. Sie tippte seine Antworten langsam in die Maschine, mit zwei Fingern. Sie war keine Fachkraft. Er vermutete: junge Studentin, Romanistikstudentin, hat Racine gelesen, eine Studentin in den Semesterferien, dient ihrem Land, arbeitet ohne Bezahlung, überprüft im

Reichshauptbuch die welsche Zuwanderung auf Vollzähligkeit. Gerade eben hatte sie eingegeben: »*Student; Fach: Mathematik.*«

Dann hatte sie eine Pause gemacht. Beide saßen sie steif auf ihren Stühlen, und Pierre hatte den Eindruck, dass sie sich voll konzentrierte, dass sie auf die französischen Sätze, die sie gleich formulieren würde, immer mehr Sorgfalt verwenden würde, dass sie schon bald, vielleicht jetzt gleich, zu den entscheidenden Fragen kommen würden, die durch diese Pause angekündigt wurden: »Ich bin so alt wie Sie, aber Achtung! Hier an diesem Tisch, da verkörpere ich Deutschland. **Ich** habe meine Nation nicht verloren.« Und das ganze Frage- und Antwortspiel erschien ihm durch die Gegenwart der Schreibmaschine wie das Einschalten eines feindlichen Gedächtnisses, das er mit Freuden kaputt machen wollte, wie die Ausführung eines großen bürokratischen Planes, der Zeit und Genauigkeit erforderte, der sich im ganzen besetzten Europa in einem dichten und geschickt geknüpften Netz von deutschen Arbeitsämtern verbreitete und dessen subtiles Wirken er durcheinanderbringen wollte. Er stellte sich vor, wie er in den Mechanismus hineingestoßen würde, wie er in die unendliche Sammlung von Informationen, die Millionen Männer einschloss, hineinfallen würde; wie genau in diesem Augenblick dieses Mädchen ihm gegenüber die Zumutung scharfsinniger intellektueller Pressionen erduldet, deren Objekt er war, und wie auf ihn **alle** Möglichkeiten gebündelt waren. Sie hatte ihn seltsam angesehen und damit Pierre ihre Sorge verraten, dass sie es nicht schaffen würde, ihn vollständig und total zu erfassen, das naive Eingeständnis, dass sie nicht in der Lage war, ihr Ansinnen ungehindert umzusetzen, in Ruhe und mit pedantischer Gewissenhaftigkeit. Obwohl er ihr gegenüber saß, stand ihm nicht der Sinn nach Gewalt, sondern er empfand einen jugendhaften Wunsch, das System zum Spaß zu unterlaufen, und er fühlte, dass sie bereit war, eine Menge zuzugestehen, um auf unverdächtige Weise noch ein bisschen mehr zu seiner Unterdrückung beizutragen, wozu auch ihr hübsches Gesicht und ihr mädchenhaftes Lächeln gehörten. Sie schien zu sagen: Helfen Sie mir, es ist doch nicht einfach, wir sehen hier so viele Idioten, alles ist möglich, Sie ahnen es sicher nicht, es ist wie die Suche nach einem außergewöhnlichen Schatz, der unentdeckt ist. In fehlerfreiem Französisch brachte sie die Frage vor: »Sind Sie verheiratet?«

Er antwortete, und er antwortete auf Deutsch: »Ledig.«

Sie wurde ärgerlich: »Warum lügen Sie? Warum haben Sie nicht gesagt, dass Sie Deutsch sprechen? Ich habe Sie gerade danach gefragt, und Sie haben ›Nein‹ geantwortet.« Sollte Sie es ihm nochmal zeigen? Da, in der Mitte von Seite 2: »Sprechen Sie Deutsch?« NEIN ... »Ich verstehe nicht, was Sie damit bezwecken. Was wollen Sie denn? In einem Salzbergwerk arbeiten? Eisenbahnschwellen verlegen Tag für Tag, monatelang?« War es etwa das, was er wollte? ... »Sie müssen schon ein bisschen guten Willen zeigen. Ich sollte es Ihnen ja nicht sagen, aber ich kann das Ganze hier lenken, weil ... ich fülle die Rubriken aus ... für jede Anforderung einer Firma gibt es ein Kästchen. Gerade eben hatte ich zwei Wallonen hier und hier – sie zeigte ihm eine Tabelle, über der in Schönschrift Focke Wulf stand – hier sind zwei leere Felder, zwei Felder die ich ausfüllen muss; Focke Wulf ist eine Flugzeugfabrik; da sind sie hin, als Blechschmiede! Sie sagen ja gar nichts dazu?«

Er hatte nicht geantwortet, weil ihn ihr Gesicht faszinierte, das gleichzeitig jung und schön und streng war und das zu betteln schien: Sagen Sie mir alles! Mein Posten hier ist zwar nicht sehr bedeutend, aber ich kann schon etwas nachhelfen, das hängt von Ihnen ab. Ich kann Ihnen das Schlimmste ersparen, aber bitte, sagen Sie mir alles ...

Darauf sollte sie nicht zählen! Er würde antworten, was er antworten wollte. Keine Erklärung geben! Er hatte genug vom Warten, vom klein Begeben, sich Anpassen. Was er jetzt wollte, das war: zugewiesen werden und so schnell wie möglich wissen, wo er hingehörte, nicht mehr immer weitergereicht werden, endlich diese Zeiten voller Unsicherheit hinter sich bringen, in denen er im Leerlauf lief. Er hatte keine Lust auf ihr Spielchen.

Sie hatten sich grimmig angesehen. Sie hatte auf ihre Armbanduhr geschaut, und dann, während beide schwiegen, hatte sie aufs neue etwas in die Maschine gehämmert, hatte ihm 20 Reichsmark in Scheinen vorgezählt, hatte telefoniert und ihm die Seiten hingehalten:

»Sie werden unten erwartet, von einem Ihrer Landsleute. Wir haben ihn verständigt. Er bringt sie ins Lager. Diese Papiere müssen Sie ihm geben.«

Er war aufgestanden. »Ist das alles, was Sie dabei haben? ... Haben Sie keinen Koffer? Sie haben nur diese Tasche? ... Vergessen Sie nicht, Ihrem Landsmann diese Papiere zu geben. Verstanden?«

Er wusste nicht, was er Robert antworten sollte. Ihm wollte er genauso wenig antworten wie der Dolmetscherin. Roberts Tonfall war im Übrigen keinesfalls ironisch, er war auch ohne Bitterkeit; er sagte einfach nur »... was du verheimlicht hast ...« Er wollte ihm nur zu verstehen geben: »Pah! Das ist alles vollkommen unwichtig ...«!

Unwichtig? ... Vielleicht. Aber er, Robert, er war wichtig! Die junge Dolmetscherin war verschwunden; er hatte sie einmal gesehen; er würde sie nie wiedersehen, sie zählte nicht mehr. Mit Robert war das etwas anderes, das war ernst, mit Robert begann für ihn Bremen ...

Er hatte ihn tatsächlich unten an der Treppe getroffen, im Erdgeschoss, in der Eingangshalle der Arbeitsfront. »Ich heiße Robert S.«, hatte er gesagt. Sie hatten gemeinsam das Gebäude der Arbeitsfront verlassen und fanden sich in den belebten Straßen der Stadt wieder. Warum brachte er ihn nicht ins Lager? Er schien es überhaupt nicht eilig zu haben, wieder ins Lager zu kommen. Er hatte Pierres Papiere kurzerhand mehrfach zusammengefoldet und in seine Hosentasche geschoben. Endlich setzte er zu einer Erklärung an:

»Wir haben alle Zeit der Welt, um zurückzugehen. Die Kantine hat nur von 17.30 Uhr bis 19 Uhr auf, wir essen in drei Schichten. Die Kantine ist auch nicht im Lager, sondern im Werk selbst. Das Werk ist in der Neustadt, am Rande der Stadt; *le lag*, das Lager, ist zehn Minuten vom Werk weg. Wir machen englische Woche, Samstag nachmittags ist frei.«

Und Pierre hatte auf Deutsch ausgerufen: »*Ausgezeichnet!*«

Roberts blasse Augen hatten ihn aufmerksam angesehen: »Ach, du sprichst Deutsch?«

Es war noch nicht mal eine Frage – alle beide waren verstummt. Sie kamen am Zeitungskiosk am *Brill* vorbei, ohne dass einer von ihnen Lust gehabt hätte, als erster bei den Gaffern stehenzubleiben und die Zeitungsüberschriften zu entziffern. Pierre schlug vor, ein Eis zu essen. Die junge Eisverkäuferin hinter dem Tresen schaute sie freundlich an, die Waffeltüten in der Hand, Vanille? Pistazie? Robert winkte ab: Nein, er mochte kein Eis. Oder war es immer seine erste Reaktion, alles abzulehnen? Pierre nahm kommentarlos für sich selbst ein Eis.

Und jetzt, an diesem Tisch, im *Ratskeller*, wer würde den *Moselwein* bezahlen, er oder Robert? Ein Fehler konnte jederzeit passieren.

Und er hatte schon lauter Fehler begangen! Nicht korrigierbare Fehler. Er konnte sie genauso gut zugeben. Er musste sie sogar zugeben. Und vor allem gegenüber diesem Jungen da, der sich darüber lustig machte:

»Hätte ich dir denn sagen müssen, dass ich Deutsch spreche? ... Warum soll ich denn jedes Mal meine ganze Existenz offenlegen? Bei der Dolmetscherin? Bei dir? ... Im Zug von Paris nach Aachen, ja, da hat jeder sein Leben erzählt. Die Freundin, wie viele Kinder, der Beruf, den sie hatten, und das, was sie machen mussten ... ich hatte das Gefühl, dass ich völlig außen vor war, dass ich nichts war, nie gelebt habe ... 24 Stunden bin ich jetzt hier – mehr sogar, genau 30 Stunden – 30 Stunden, in denen ich immer nur neben der Spur bin.«

»Neben der Spur? Wie meinst du das, neben der Spur?«

»Ach, ich versteh nichts mehr ... Eine Schaufel oder ein Hammer in der Hand, das ist stattdessen doch eine klare Sache, oder? ... Könnten wir nicht sofort in die Fabrik gehen?«

»Wir haben Zeit.«

»Kann ich dir zwei oder drei Fragen stellen?«

»Klar. Über die Fabrik?«

»Nein, nicht über die Fabrik. Die Fabrik, das ist meine Angelegenheit, und ich bin nicht scharf darauf, alles vorher zu erfahren. Ich habe nichts gegen Überraschungen; ich bin Student und werde wahrscheinlich einige große Überraschungen erleben ...«

Pierre hielt inne. Er wandte sich voll Robert zu: »Sag mal, was habe ich dir getan? ... Dass ich Student bin, ärgert dich das? ... Findest du mich zu kompliziert?«

Robert entgegnete mit gleichgültiger Stimme: »Warum? ... Was willst du wissen?«

»Oh«, lachte Pierre, »in diesem Ton ist das unmöglich! ... Was ist denn eigentlich los? Wir können uns nicht ausstehen. Findest du das nicht lächerlich?«

Pierre hörte Robert jetzt zum ersten Mal lachen. Er zeigte sogar seine kleinen Zähne, die er sonst zusammengebissen hatte.

»Was willst du eigentlich?« antwortete Robert. »Früher gab's im Lager noch einen richtigen Dolmetscher, einen Kerl aus Reims. Der hätte dir sicher besser gefallen. Der hat immer den Schrott von der Arbeitsfront